

Hartwig Wiedebach

Monotheistisch Sprechen
Steinthals jüdische Philosophie

aus:

Chajim Steinthal (1823-1899)
Sprachforscher, Philosoph und deutscher
Jude

herausgegeben von Anett Gottschalk
und Bernd G. Ulbrich

(Schriftenreihe der Moses-Mendelssohn-
Gesellschaft Dessau e.V. 43)

Moses Mendelssohn Zentrum
Dessau 2024

Monotheistisch sprechen: Steinthals jüdische Philosophie

Hartwig Wiedebach

I. Jüdisches Sprechen

Philosophie fragt, knapp gesagt, nach dem Wesen der Dinge, der Moral und der Kunst, des Denkens, Wollens und Fühlens –, und so auch nach dem Wesen der Sprache. Damit sind wir bei Chajim Steinthal. Er hat die Sprache in einer Fülle von Studien erforscht, empirisch-philologisch, aber auch philosophisch. „Die Sprache ist“, so schreibt er in Anlehnung an den „Gründer der Metaphysik der Sprache“, Wilhelm von Humboldt: „kein fertiges ruhendes Ding, sondern etwas in jedem Augenblicke Werdendes, Entstehendes und Vergehendes; [...] kurz Sprache ist wesentlich nur Sprechen“. Für den Philosophen heißt das: „Soll von ihrem Wesen und Ursprung gehandelt werden, so darf sie nicht als gegebenes Mittel, sondern muss als geistige Tätigkeit genommen werden.“¹ Daher erforscht Steinthal die Voraussetzungen, Bedingungen und Vorgänge, unter denen wir so etwas Geistiges tun wie sprechen.

Unser Thema führt aber noch einen Schritt weiter: Was bedeutet es, *als Jude* zu sprechen? Diese Frage betrifft für Steinthal das Zentrum des Judeseins, denn er bestimmt es als Geistiges, und es bekundet sich im Sprechen. Zwar sind seine historischen Dokumente zum Großteil Texte: Tora, Talmud, Midraschim, Gebetbücher usw. Und wir kennen sie als solche in *Schrift-Form*, also nicht (nur) als Sprechen oder Gesprochenes. Die Sprachwissenschaft untersucht beides, und so hat sich Steinthal auch zu Wesen und Ursprung der Schrift geäußert.² Darin sieht er aber nicht das Eigentliche des Judeseins. In dessen Zentrum steht die hebräische gottesdienstliche Liturgie. Als Alltagssprache spielte Hebräisch im deutschen Kulturkreis keine Rolle. Vor allem aber konnte es keine Gemeinsamkeit der in verschiedenen Kulturkreisen lebenden Juden begründen. Ihre Einheit lag, so stand für Steinthal wie für viele seiner Kollegen fest, im Religiösen. Was also ist jüdisch-religiöses Sprechen?

Ich spitze noch zu: Wie kam es und wie kommt es, daß Menschen ein Sprechen hervorbringen, worin ein Gottesname anklingt, der in kein Bild, auch in kein Klang-Bild zu fassen ist? Ein Name, der jede Art weiterer Götter, also Poly-Theismus ausschließt? Gott soll zu einem Einzigem verdichtet werden. Und von etwas Einzigem kann es kein Bild geben. Denn: Jedes Bild bleibt durch Material und/oder Gestaltgebung mit anderem vergleichbar. Einzigkeit ist dagegen Unvergleichbarkeit. Was einzig ist, läßt sich durch Zahl oder Ähnlichkeit – Ding unter Dingen, Bild unter Bildern – *nicht* fassen. Es ist also

1 Steinthal: *Der Ursprung der Sprache*. 4. Aufl., Berlin 1888, S. 59 f. – Das Schlußkapitel dieses Buches (S. 350–380) ist eine knappe Einführung in Steinthals Sprachtheorie.

2 Steinthal: *Die Entwicklung der Schrift, nebst einem offenen Sendschreiben an Herrn Prof. Pott*. Berlin, Dümmler (Harrwitz und Gossmann) 1852 (ND in ders.: *Kleine sprachtheoretische Schriften*, hg. von Waltraud Bumann, Hildesheim u.a., Olms 1970, S. 139–247).

von Gott zu sprechen, und vor allem: im Gottesdienst „Vor Gott“ zu sprechen, obwohl man ihm, seinem Namen, kein sprachliches Klangbild geben kann. Das zustandegebracht zu haben, war für Steinthal die Entdeckung des biblischen Israel. Deswegen ist sein jüdisches Philosophieren ein Forschen nach dem Ursprung des Monotheismus in der menschlichen Sprache.

Ein Beispiel ist das *Schma' Jisra'el* (Höre Israel): „Höre Israel, [der Herr] dein Gott, [der Herr] ist Einzig“ (5. Mo. 6, 4). Für den im Hebräischen zweimal geschriebenen vierbuchstabigen Gottesnamen (Tetragramm) steht hier „der Herr“; liturgisch sagt man häufig *'Adonai*, „mein Herr“. Ein Klangbild des Tetragramms zu kennen, zu wissen also, wie man es im Gegenüber zu Gott auszusprechen hätte, ist genau ausgeschlossen. Gerade deshalb wird es möglich, von diesem *nicht* gesprochenen vierbuchstabigen Gottesnamen das „Einzig“ (hebräisch *'echad*) auszusagen. Diese Verknüpfung ist Monotheismus. Mit Hermann Cohen, Steinthals wichtigstem Erben in der Philosophie, gesagt: „Man muß *Echad* verstehen, in seinem ganzen sprachlichen Klima verstehen, um die Einzigkeit Gottes so zu denken, wie sie gefühlt werden muß. Hier liegen die Quellen des *Steinthalschen* Geistes, aus denen er das jüdische Denken und Fühlen einheitlich mit der Psychologie der Sprache tief und nachhaltig befruchtet hat“.³

II. Worte finden

Was läßt sich daran philosophisch begreifen? Betrachten wir zunächst das Sprechen überhaupt. Für Steinthal ist das ein psychosomatisches Ereignis. „Psyche“ und „Soma“ (griechisch für „Seele“ und „Leib“) verbinden sich. Wenn wir uns ‚seelisch‘ etwas vorstellen und daraufhin mittels Lunge, Kehlkopf und Mund physikalische Schallwellen erzeugen, dann ereignet sich mitunter etwas Erstaunliches: Ein anderer Mensch, der unsere Schallwellen mit seinen leiblichen Ohren aufnimmt, versteht uns! Er vernimmt im physikalischen Geschehen die seelische Vorstellung. Und unter Umständen wird er antworten, indem er uns seinerseits eine psychosomatische Schallbotschaft zurücksendet.

Steinthal folgt hier Johann Friedrich Herbart und Georg Wilhelm Friedrich Hegel. Sein wichtigster Begriff ist die „Anschauung der Anschauung“.⁴ Sprechen ist demnach ein Reflex. Wir sind Wesen mit Anschauungen von Dingen sowohl außer als auch in uns, physisch und seelisch. Wenn eine Anschauung auffällig hervortritt, kommt es zu einem Reflex. Wir stoßen einen Laut aus.

Erneut ein Beispiel: Wir nehmen an, ein Blitz schlägt ein, und wir rufen „Oh!“⁵ Das mag sich beim nächsten und übernächsten Blitz wiederholen usw. Den Blitz sehen und „Oh!“ rufen, verknüpfen sich dann immer fester. Irgendwann geht das so weit, daß uns

3 Hermann Cohen: „Religiöse Postulate“ (1909), in ders.: *Werke*, hg. von Helmut Holzhey. Hildesheim u.a., Olms 1977 ff., Bd. 15, S. 158. In der sonstigen jüdischen Philosophie blieb Steinthals Einfluß gering. Seine Bedeutung etwa für Walter Benjamin oder Ernst Cassirer betrifft keine jüdischen Themen. Ich danke Pierfrancesco Fiorato für Hinweise.

4 Vgl. Steinthal: *Grammatik, Logik und Psychologie*. Berlin, Dümmler (Harrwitz und Gossmann) 1855, bes. S. 295–313.

5 Mein Beispiel.

schließlich das bloße Hören von „Oh!“ einen Blitz ins Gedächtnis ruft: eine Umkehr des ursprünglichen Vorgangs – modern gesprochen eine Konditionierung. Wichtig ist das erwähnte Gedächtnis, eine Art allmählich wachsender Datenbank.

Im zweiten Schritt treten wir der Konditionierung insgesamt gegenüber. Wir wollen einem anderen Menschen vom Blitz erzählen und/oder das Gesehene begreifen, vielleicht, um daraus Nutzen zu ziehen. Eine vieldiskutierte These im 19. Jahrhundert war etwa, beim Erlernen des Feuermachens habe u.a. der Eindruck, den Blitze auf Menschen machten, eine Rolle gespielt.⁶ Dazu mußten sie sich den Blitz aus eigenem Antrieb vor Augen führen, und zwar auch ohne daß gerade einer einschlug oder jemand „Oh!“ rief. Der Mensch mußte den Blitz mitsamt seiner Reaktion in *einen* Gedanken fassen. Er mußte die Situation als ganze ‚zur Sprache bringen‘.

Dafür genügt das „Oh!“ nicht mehr. Es braucht ein neues, eigenes klangliches Zeichen. Es soll die Verknüpfung zwischen der Blitz-Anschauung und unserem „Oh!“-Rufen *als Einheit* ausdrücken. Das ist nach Steinthal zwar wieder ein Reflex, aber auf einer höheren Stufe. Er wird nicht mehr durch einen wirklichen Blitz ausgelöst, sondern durch das innere Betrachten unserer selbst im Gedächtnis. Wir nehmen innerlich Distanz und beobachten gewissermaßen, wie wir beim Anschauen von Blitzen „Oh!“ rufen. Dieses Zusammenspiel schauen wir an: Steinthals „Anschauung der Anschauung“. Wie gesagt, auch hier entlockt uns ein Anlaß, z.B. Erstaunen, einen Reflexlaut. Aber das wird kein bloßes „Oh!“ mehr sein, sondern vielleicht ein „Oho!“ – Sogleich spürt man den Unterschied: In „Oho!“ keimt Aufmerksamkeit, ein denkendes Verhalten.

Und wieder wird es schließlich zur Umkehrung kommen: Das Hören von „Oho!“ weckt in uns den Gedanken. Aber der ist eben nicht mehr die primäre Schreckvorstellung ‚Blitz‘. Der Gedanke, der uns nun kommt, ist das *Verschmolzensein von Blitz und „Oh!“* zu einer stabilen Idee. Es ist das erste Stammeln eines Namens dafür. „Oho!“ ist folglich mehr als bloße Konditionierung. Wir beginnen uns als Wesen zu ahnen: als Wesen, die zwar auf Blitze erschrocken mit „Oh!“ reagieren, die dann aber mit einem nachdenklichen „Oho!“ anfangen, sich das selbst bewußt zu machen.

Unsere „Seele“, sagt Steinthal, sieht „im Aeussern [z.B. im Blitz] nicht mehr bloss das Aeussere, sondern zugleich ihr Inneres; oder vielmehr ihr Blick gleitet schnell vom Aeussern ab und richtet sich auf ihren eigenen Besitz; d.h. sie wird sich ihrer selbst bewusst“.⁷ Das lautmalerische Bilden von Klängen, das für diesen bewußt werden- den Besitz nach Namen sucht, heißt sprachwissenschaftlich „Onomatopoeie“ (wörtlich „Namen-Machen“).⁸ „Oho!“ ist mehr als „Oh!“; es ist ein „Uebergang der Seele in den Geist“.⁹

6 Vgl. z.B. Adalbert Kuhn: *Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks [...]*. Berlin, Dümmler 1859; dazu Steinthal: Die ursprüngliche Form der Sage von Prometheus (Kuhn, die Herabkunft [...]), in: *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft* 2 (1862), S. 1–29.

7 Steinthal: *Grammatik, Logik* (wie Anm. 4), S. 297.

8 Vgl. ebd., S. 309 f.; Steinthal: *Abriss der Sprachwissenschaft, Teil I. 2. Aufl.*, Berlin, Dümmler (Harrwitz und Gossmann) 1881, S. 375 ff.

9 Steinthal: *Grammatik, Logik*, S. 301.

Auch hierzu gehört ein inneres Aufbewahren. Auch „Oho!“ nimmt durch Wiederholung und Verknüpfung Gedächtnisform an, aber, wie gesagt, nicht nur als Konditionierung. Anschauung der Anschauung erzeugt ein Bewußtsein des Eigenen als des Inneren. Der Reflex wird zur Reflexion, das Gedächtnis zur Er-Innerung. „Onomatopoeie“ ist nach Steinthal das Urphänomen des Sprechens.

An Kindern wird es am deutlichsten. Steinthal erzählt, wie er mit einem anderthalbjährigen Mädchen auf dem Arm am Fenster eines Hauses steht.¹⁰ Sie sehen einen Fluß und am Ufer Männer, die Fässer rollen. Das Fenster ist geschlossen. Man hört die Fässer nicht, trotzdem sagt das Kind „lululu“. Am Folgetag, beim selben Anblick, wird daraus „bulululu“. Zwei Wochen später poltern im Haus Holzstangen herunter; das Mädchen erschrickt und erzählt anschließend: „bulululu“. Bei rollenden Geldmünzen sagt es „dullrullul“. Zwar benutzt es schon das Wort „Ball“, aber nur für medizinische Pillen.

Mit zunehmendem Sprechvermögen rücken jedoch „bulululu“ und „Ball“ aneinander heran, und auch das Wort „rollen“ erschließt sich dem Kind. Sein onomatopoetisches Lautbilden von der einen Seite begegnet dem kulturgeschichtlichen Erbe der (deutschen) Sprache von der anderen. Den Lauten des Kindes verbinden sich von der Sprachgemeinschaft geteilte Motive und formen die Vorstellung eines Dinges mit bestimmten Eigenschaften. So nimmt die „selbstthätige Entwicklung des Denkens“ ihren Anfang. Der Klang „Ball“ ist nun ein *Wort*. Es benennt das vollendet Rollende, einen nur als rollend denkbaren Gegenstand. „Vollendet Rollen“ aber bleibt seine „innere Sprachform“: „das dem Laute mit der Wahrnehmung gemeinsame Gefühlsmoment“.¹¹ Und, wie oben gesagt, unser Leib wirkt mit. Er prägt sowohl das Wahrnehmen (Augen, Ohren usw.) als auch das Lautbilden (Lunge, Kehlkopf, Mund usw.). Die innere Sprachform, unser Sprechen überhaupt, „ist eine psycho-physische Tatsache“.¹²

Was aber muß zusammenkommen, damit Sprechen entstehen oder dieses Kind es lernen konnte? Steinthal vergleicht das einer chemischen Synthese¹³: Ähnlich wie aus zwei ganz verschiedenen Elementen (z.B. Wasserstoff und Sauerstoff) ein dritter, erneut verschiedener Stoff (Wasser) entsteht, so in der Sprache. Auch sie läßt sich aus einer Konstellation reagierender Elemente unter passenden Umständen begreifen: psychophysischen Reflexen, Empfindungen, natürlichen und sozialen, geographischen und historischen Gegebenheiten, Verlaufsformen usw.

Das Mädchen etwa bringt eine individuelle Neigung und Begabung zu onomatopoetischen Lautbildungen mit. Es lebt in einer deutschen Umgebung, hat Eltern mit je persönlicher Prägung, dazu andere Bezugspersonen usw. Und es gibt die konkreten Momente, wo es auf Steinthals Arm aus dem Fenster blickt und dazu etwas verlauten läßt. All das steht in Wechselwirkung und variierender Wiederholung zu anderen Situationen und prägt Erinnerungen. Und so sagt das Kind schließlich die Worte „Ball“ oder „rollen“ mit derjenigen inneren Sprachform, die sie im Deutschen haben.

10 Vgl. Steinthal: *Abriss der Sprachwissenschaft I* (wie Anm. 8), S. 382 f.

11 Ebd., S. 392 f.

12 Ebd., S. 380 f.

13 Vgl. Steinthal: „Die Frage vom Ursprung des Monotheismus“, in ders.: *Zu Bibel und Religionsphilosophie. Neue Folge*. Berlin, Dümmler (Harrwitz und Gossmann) 1895, S. 25–34, hier: S. 27 f.

Für das Kind ist das eine Entdeckung, eine neue Erfahrung auf seinem Weg zur Sprache. Aber auch für die Sprachgemeinschaft hat solch eine individuelle Entdeckung zuweilen weitreichende Folgen. Dann kommt sie über die Onomato-Poesie einzelner Menschen oder Gruppen zu neuen Worten, Idiomen, Begriffen. Wichtig ist, daß die neuen Sprachzeichen einer politischen und/oder kulturellen Richtung, für die die Gemeinschaft aktuell bereit ist, Ausdruck geben. Erfindungen ohne diese Bereitschaft verschwinden wieder, oder sie stiften Schaden auf Dauer, sofern sie regulatorisch erzwungen werden.

III. Die monotheistische Entdeckung

Was war nun die Konstellation, innerhalb derer die jüdische Sprachgemeinschaft lernte, monotheistisch zu sprechen? Ihr Hebräisch war für Steinthal nicht immer schon die Sprache des Monotheismus. Aber es nahm darin ein zunächst polytheistischer Gottesname – und ein solcher war das Tetragramm – die innere Sprachform der Einzigkeit an. Dabei war das Vorstadium nicht beliebig. Das Sprechen von und vor dem Einzigen Gott „muss sich notwendig aus einem gewissen, bestimmt modifizierten Polytheismus erheben haben. Dem Monotheismus der Israeliten ist also ein Polytheismus vorangegangen, aber entweder ein bestimmt gearteter oder ein von gewissen günstigen Umständen begleiteter oder beides“.¹⁴ Also brauchte es einerseits Personen, in deren Wortsuche der Gedanke eines mit nichts vergleichbaren Gottes nach Ausdruck drängte. Und es brauchte andererseits eine Sprachgemeinschaft, die dafür empfänglich war. Trat beides zusammen, dann konnte die in den individuellen Sprachsuchern keimende innere Form nicht überhört werden: In der hebräischen Gemeinschaft kam sie zur Sprache.

Um das zu belegen, erforscht Steinthal die Bibel: neben prophetischen Reden und Aussprüchen (eine besondere Rolle spielt Elia unter König Ahab¹⁵) etwa das Fünfte Buch Mose¹⁶ oder einzelne Psalmen.¹⁷ Durch Quellenscheidung sowie historische, poetologische, rhetorische und psychologische Erörterungen versammelt er Elemente, in deren Konstellation das polytheistische Tetragramm seine neue, monotheistische Sprachform erhielt. Wie in der Chemie wird in Steinthals Forschung das Geheimnis des tatsächlichen „Hervortretens“ der neuen Sprechweise nicht angetastet. Nur Bedingungen der Möglichkeit für das Keimen des Neuen werden gesucht.

Ausgangspunkt ist eine These des Orientalisten und Theologen Julius Wellhausen. Demnach benannte das Tetragramm ursprünglich einen „Wetter-“, einen „Sturm- und Blitz-Gott“¹⁸: als Feuersäule, sich in Wolken und Licht hüllend oder durch Sturm und Lufthauch mitteilend. Dann aber trat, so Steinthals Hypothese, ein spezifisches Temperament der israelitischen Propheten hinzu: ihr Drang nach sozial-politischer Gerechtigkeit. Auch das blieb zunächst im polytheistischen Rahmen. Die Propheten waren nicht

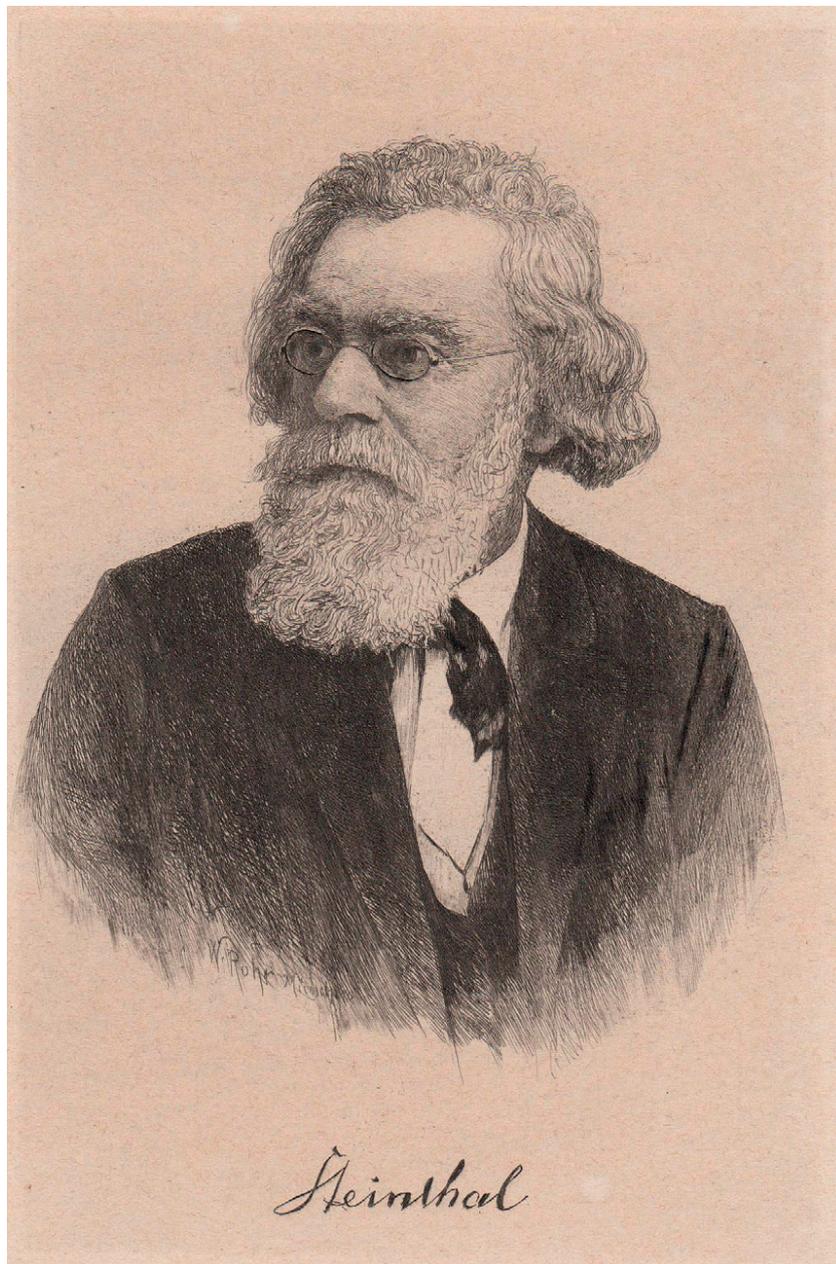
14 Ebd., S. 26.

15 Ebd., S. 30.

16 Steinthal: „Das fünfte Buch Mose“, in: *Zu Bibel und Religionsphilosophie. Neue Folge* (wie Anm. 13), S. 126–153.

17 Z.B. Steinthal: „Ueber Psalm 92. Herrn J. Derenbourg [...] zum 21. August 1891“, ebd., S. 154–161.

18 „Die Frage vom Ursprung des Monotheismus“ (wie Anm. 13), S. 32.



Chajim Steinthal, undatiert (Schlesische Verlagsanstalt S. Schottländer, Breslau)

von vornherein Monotheisten. Aber sie gaben ihrer Idee von Gerechtigkeit eine immer weiter reichende Bedeutung, zuletzt die einer weltumfassenden Einheit. Das mußte schließlich zum Monotheismus führen.

Grund ist: Kein Mensch hat je universale Gerechtigkeit erlebt. *Reale* Bedeutung konnte dieser Gedanke nur bekommen, wenn man ihn von jedem Haften an der menschlichen Wirklichkeit frei machte. Daher brauchte es ein neues Reden von Gott, denn nur er konnte als Grund der neuen Orientierung aus- und angesprochen werden. Sein Name mußte daher eine innere Sprachform annehmen, die die vollkommene Unvergleichbarkeit mit allem, was in der Welt zu finden war, zum Ausdruck brachte: eben die der Einzigkeit. Nur sie verbürgt die Realität jener Gerechtigkeitsidee – und damit das Vertrauen. Auf diesen unvergleichbaren, unbildhaften, universal gerechten Gott verdichtete sich im Hebräischen die Bedeutung des Tetragramms.

Die auf Natur bezogene Bedeutung Gottes trat demgegenüber zurück. Nicht einmal die Erschaffung der Welt selbst war jetzt noch die Hauptsache. Das zeigen die zwei Aufzählungen der Zehn Gebote in der Bibel. Sie erscheinen im Zweiten und im Fünften Buch Mose. Beidemal lautet das vierte Gebot: „Gedenke des Sabbat-Tages, ihn zu heiligen“ (2. Mo. 20, 8; fast gleichlautend 5. Mo. 5, 12).¹⁹ Hier wird jedem Menschen, ja sogar dem Hausvieh das Recht auf Ruhe zugebilligt: „Da sollst du keinerlei Werk verrichten, du und dein Sohn und deine Tochter, dein Knecht und deine Magd und dein Vieh, und dein Fremder, der in deinen Toren“ (2. Mo. 20, 10; sehr ähnlich 5. Mo. 5, 14). Die Dimension einer universalen – messianischen – Gerechtigkeit ist davon nicht fern.

Aber die an den beiden Stellen gegebenen Begründungen des Gebots sind verschieden. Im Zweiten Buch Mose heißt es: Gott hat „geruhet am siebenten Tage; deswegen hat gesegnet der Ewige den Sabbat-Tag, und ihn geheiligt“ (2. Mo. 20, 11). Im Fünften Buch Mose dagegen heißt es: „Und sollst bedenken, daß du ein Knecht gewesen im Lande Mizrajim [Ägypten] und dich herausgeführt der Ewige dein Gott von da mit starker Hand und ausgestrecktem Arm; darum hat dir der Ewige dein Gott geboten den Sabbat-Tag zu halten“ (5. Mo. 5, 15). Nur in der zweiten Fassung wird die Leidensgeschichte derer aufgerufen, an die das Gebot ergeht. Die Er-Innerung der eigenen Sklaverei wird hier Sprachgefühl in der hebräischen Gemeinschaft. Das machte sie für das prophetische Drängen nach einer neuen Sprachform des göttlichen Namens empfänglich. Das Streben nach universaler Gerechtigkeit wurde in der Sprachgemeinschaft real, sobald das an Ägypten erinnernde Gebot zur Sprache kam.

„Der streng sittliche Sinn der Propheten war also der erste Punkt, der zum Monotheismus führte. Der zweite Punkt war der, dass man Jahwe als den gerechten in der Geschichte und dem Verkehr der Menschen erkannte. Nicht der Allmächtige, nicht der Schöpfer der Natur war der Ausgangspunkt, sondern der ethisch Heilige“.²⁰ Die monotheistischen Sprachformen des biblischen Israel berühren das Wesen des Menschen.²¹ Monotheistisch Sprechen realisiert Menschsein.

19 Ich zitiere nach der von Leopold Zunz redigierten Übersetzung, 17. Aufl., Berlin, Leo Alterthum Verlag 1937.

20 „Die Frage vom Ursprung des Monotheismus“ (wie Anm. 13), S. 33.

21 Steinthal: „Zur Charakteristik der semitischen Völker“, in ders.: *Über Juden und Judentum. Vorträge und Aufsätze*, hg. von Gustav Karpeles. Berlin, M. Poppelauer 1906, S. 91–104, bes. S. 96 und S. 103 f.